

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	2 (1912)
<b>Heft:</b>	10
<b>Artikel:</b>	Ein schweizerisches Theater?
<b>Autor:</b>	H.B.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-633840">https://doi.org/10.5169/seals-633840</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gott mit der heiligsten Heiterkeit seines Tages. Der Himmel war blau wie der tiefste Bergsee. Das Gebirg aber trug Neuschnee, den der scheidende Winter verstäubt hatte. Die Wälder standen schwarz und ernst und dufteten, daß es einem wie junge Kraft durch die Glieder rann, wenn man ihren Atem einsog.

Aus der dichteren Schar der übrigen Kirchgänger lösten sich zwei Paare, die wegabwärts schritten, voraus Brofi Schuler und Plazida, hinter ihnen Kasimir, der Bauer, und seine Schwester. Brofi ging schwefällig wie ein wandelnder Block, aber er war gewaschen und gekämmt und trug seinen grauen Sonntagsanzug, den er lange nicht mehr angelegt; nur sein Filz war gelb und verwittert; er besaß keinen andern. Sein Gesicht mit dem struppigen Haar hatte noch immer etwas Räuberhaftes, aber das weiße Hemd und der gleiche Kragen gaben ihm eine gewisse Bahmheit und Ordentlichkeit. Manchmal im Gehen hob er die großen grauen Augen vom Boden, wie ein Hund tut, der neben seinem Herrn geht und auf ein freundliches Wort wartet, sah Plazida an und senkte den Blick wieder.

Kasimir Schuler stieß seine Schwester an, daß sie nach den beiden jungen Menschen sehe.

„Er ist doch nicht so schlimm, wie du ihn haben willst,“ sagte diese. „Nun sind wir schon zwei Wochen da, und ich habe ihn nie anders als fleißig und nüchtern gesehen.“

„Meinst, ich sei nicht selber erstaunt?“ gab der andre zurück. „Seit die Plazida im Hause ist, hat er für nichts mehr Augen und Sinn als für sie, vergißt das Dorf und das Wirtshaus und —“

„Sie ist ja noch ein Kind,“ unterbrach ihn die Schwester halb ängstlich, halb ungehalten.

„Hab' keine Angst, er tut ihr schon nichts, sieht sie nur so an wie eine Heilige.“

Das war nun freilich fest, wie Brofi sich seit Plazidas Ankunft verwandelt hatte. Es war, als habe der Mondstrahl, in dessen Schein getaucht sie ihm zum ersten Mal erschienen war, seine Augen geblendet, daß er nun gleichsam immer noch ganz benommen in das Licht staunte. Er war immer ein guter Arbeiter gewesen. Das war wohl auch der Hauptgrund, warum der Verwandte den halb verkommenen und zuzeiten liederlichen Burschen bei sich behielt. Seit zwei Wochen nun arbeitete er erst recht wie ein Ross. Er war stark und trug in diesen vier Tagen unglaubliche Lasten von Winterheu und Holz ins Haus.

Plazida wunderte sich, wie schwer er tragen konnte.

Die Plazida hätte sich gern auch nützlich gemacht, allein sie litt seit ihrer Ankunft an einer eigenartlichen Atemnot. Wenn sie Treppen stieg oder bergan lief, hämmerte ihr das Herz, die Augen verdunkelten sich und die Beine versagten ihr den Dienst. Sie war überhaupt ein überzartes Ding.

Brofi begann ihr allerlei Mühen abzunehmen. Wenn sie Wasser holen wollte, nahm er ihr die Kessel aus den Händen. Als sie Wäsche hing, wehrte er es ihr und hatte im Nu die ganze Leinwand am Seil. Sezt auf dem Kirchweg trug er ihr selbst das Gesangbuch, obwohl er nie Höflichkeit gelernt hatte. Das kam ihm so von sebter. Von innen heraus.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein schweizerisches Theater?

Lessing klagt im 96. Stück der „Hamburger Dramaturgie“: „Wir haben keine Dichter; wir haben keine Schauspieler; wir haben kein Publikum!“ Was für Deutschland vor 150 Jahren zutraf, gilt für uns heute noch. Wer wollte es bestreiten? Die erste Klage? Sie bezieht sich auf dramatische Dichter natürlich; an Lyrikern und Epikern haben wir eine reiche Fülle. Aber kein einziges Schweizer Drama wüßte ich zu nennen, das über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus dauernd gewirkt hätte. Der einzige Schweizer, der sich ernstlich mit der Aufgabe befaßte, ein Dramatiker von Beruf zu werden und der auch imstande gewesen wäre, kraft seines Genies das Höchste zu leisten, versagte gerade auf diesem Gebiete. Gottfried Keller war extra nach Berlin gezogen, um das Theater zu studieren. Ueber einige Pläne und über sein „Therese“-Fragment kam er nicht hinaus. Jahrelang hat er diese dramatischen Pläne in seiner „Postkutsche als blinde Passagiere“ mitgeführt. Keiner ist zur Reife gekommen. Wir haben einen Arnold Ott gehabt, dem wohl ein gewaltiges Freilichtdrama gelungen ist. Für die geschlossene Bühne aber war sein Volksschauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ nicht geschaffen. Ebensowenig lassen sich die dramatischen Fresken von Wiegands „Marignano“ zwischen die Kulissen eines geschlossenen Theaters hineinstellen. Unter den Festspielbühnen, die in den letzten Jahrzehnten so üppig wuchsen, braucht man nicht zu suchen, will man das schweizerische Drama finden. Das sind Bergästlichkeiten, vergleichsam den Prunkkleidern einer Maskerade, die nach dem festlichen Gebrauche in irgend einem Winkel verbleichen und vermodern.

Gewiß, wir haben keine dramatischen Dichter, wir haben kein Drama.

Wir haben darum auch keine Schauspieler und kein Theater, keine schweizerischen wenigstens.

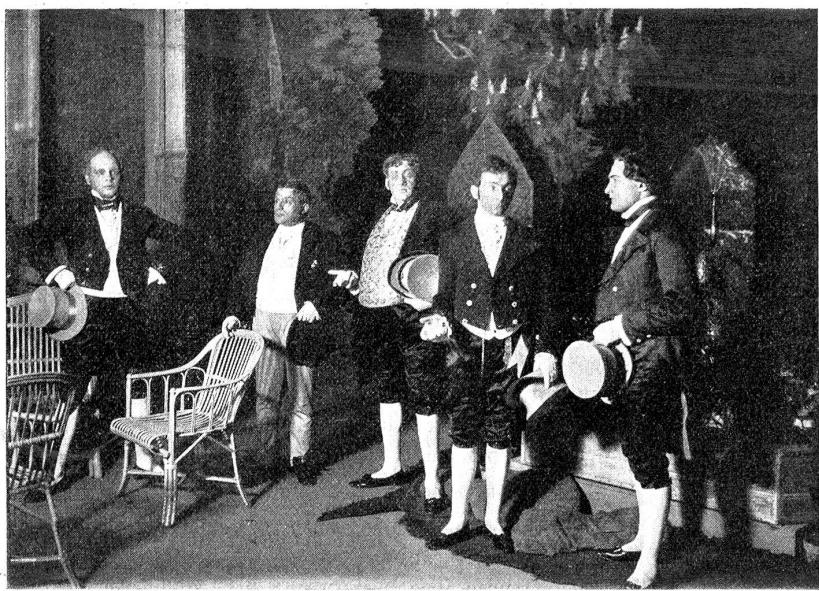
Es gibt Leute, denen diese Tatsache schwer zu Herzen geht. Zu ihnen bekannte sich der literarische Redaktor des „Intelligenzblattes“ J. Bührer. In einer längeren Artikelserie<sup>1)</sup> nimmt Bührer das alte Thema vom schweizerischen Nationaltheater wieder auf.

Es scheint ein Privileg unserer Stadt zu sein, daß die Frage des Nationaltheaters<sup>2)</sup> gerade in ihren Mauern immer wieder aktut werden muß. Im Winter 1796/97 tagte in Bern eine Gesellschaft von Staatsmännern, Gelehrten und gebildeten Kaufleuten, die ausdrücklich die Notwendigkeit einer schweizerischen „Nazionalbühne“, d. h. eines Theaters, „welches allein oder meistens aus schweizerischen Künstlern errichtet wird“ und „nationale Schauspiele (gemeint waren Dramen aus der Schweizergeschichte) aufführt“. Die folgende Zeit der politischen Wirren war nicht geeignet, den Plan zur Reife kommen zu lassen.

Biel später, nachdem inzwischen das Volkstheater sich kräftig entwickelt und die Städtetheater überall festen Fuß gesetzt hatten, tauchte der Plan wieder auf. Dieses zweite Auftreten war aber selbst eine Theateraufführung: pompös,

<sup>1)</sup> Eben erscheint sie in Broschürenform im Verlag A. Francke unter dem Titel: „Die schweizerische Theaterfrage und ein Vorschlag zu ihrer Lösung“.

<sup>2)</sup> Das Historische dieser Frage behandelt ausführlich die Schrift „Eine schweizerische Nationalbühne?“ von Dr. Max Zollinger, Aarau 1909.



hr. Derzbach. hr. Kauer. hr. Spanier. hr. Keller. hr. Neukirch.

Vom Berner Stadttheater: Die fünf Frankfurter, II. Akt, Schlusscene.

voller Gesten und rasch geendet. Mit viel Veredsamkeit und Pathos verkündete der Wiener Flüchtling und Berner Privatdozent Dr. Eckardt von Bern aus sein Programm, mit dem er der Schweiz ein "Nationaltheater" verhelfen wollte. In diesem Institut sollte sich das ganze schweizerische Theaterwesen zentralisieren. Von ihm aus sollte ein befriedender Einfluß auf die Dichtkunst der Nation ausgeübt werden. Gleichsam als eine künstlerische Brutanstalt sollte das Nationaltheater Dichter und mit diesen Dramen erzeugen; vorgesehen waren zunächst "ein geschichtliches Trauerspiel, ein Lustspiel in höherem Sinne des Aristophanes, ein Volksstück (Dialekt nicht ausgeschlossen) und eine Volksoper". Dann sollte es zugleich sein "eine Theaterschule für angehende schweizerische Schauspieler, Bühnenkomponisten und Theaterdekoratoren. An derselben sollten Neuertheit, Literaturgeschichte, Schauspielkunst, Welt- und Schweizergeschichte, Kostümkunde, Dekorationsweisen, Gesangskunst und Kompositionsslehre vorgetragen werden." Das Personal hat z. T. als Wandertruppe die Städte und Dörfer des lieben Schweizerlandes zu bereisen, und vor allem hat das "Nationaltheater" an den schweizerischen Volksfesten mitzuwirken.

Dr. Eckardt kam nicht weit mit seinem Plane. Die blütenweiße Phantasie seines "Programms"<sup>1)</sup> wurde von den Zeitgenossen, insbesondere von Gottfried Keller, arg zerfetzt. An der Unzulänglichkeit seines Trägers mußte der Plan scheitern.

Daß Eckardt's Idee keine so absurde war, beweist ihre spätere Geschichte. Kein geringerer als unser klassisch gebildete, sachlich ruhige und geistesklare Gymnasialrektor Dr. G. Finsler, nahm sie nach 35 Jahren wieder auf. Unter dem Eindruck des gewaltigen Festspiels der Gründungsfeier von 1891 stehend, befaßt er sich in seiner Schrift "Das Berner Festspiel und die attische Tragödie" im Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft Bern (1892) mit der Möglichkeit, daß aus unserer Festspielpidichtung eine nationale dramatische Kunst herauswachsen könnte, der man dann auch ein würdiges Haus bauen müßte.

Seine Gedanken wurden theoretisch wohl weitergesponnen. Praktisch aber sind sie nicht aufgegriffen worden. Es kam die Ära des Freilichttheaters und mit ihr der Kampf zwischen den Freilichtbühnenverehern und den Anhängern der alten Hausbühne. Heute scheint die Frage insoweit entschieden,

als die streitenden Parteien ihre Domänen abgegrenzt und ihre Kompetenzen ausgeschieden haben.

Die schweizerische Theaterfrage aber blieb bestehen und blieb eine nationale Frage. Mit Bührers Schrift ist also Bern wieder zu der Ehre gekommen, daraus eine allgemein schweizerische zu machen. Ich bin nämlich auch der Meinung des Verfassers der "Schweizerischen Theaterfrage", daß diese eine nationale Angelegenheit sei, sogenan wie die Heimat- und Naturschutzbestrebungen und ebenso dringlich wie diese, und daß sich die Offenheitlichkeit, d. i. das Schweizervolk, mit ihr beschäftigen muß. Mit Recht weist Bührer auf den das Nationalitätsgefühl zerstreuenden Einfluß der importierten Feuilletons unserer Tageszeitungen hin. Nicht einmal die Redaktion eines Blattes, das seine heimatlichen Tendenzen im Titel niederlegt, ist sicher vor den fast täglichen Reklamesendungen der reichsdeutschen Feuilletonfabriken. Hätten die Leser vieler Tagesblätter einen Einblick in den Geschäftsbetrieb einer Feuilletonredaktion, sie würden sich voll Ekel von dem literarischen Tisch abwenden, der ihnen da serviert

wird. Aufklärung hierüber täte unserem Publikum dringend not, ist indessen eine Aufgabe für sich. Dem Redaktor Bührer aber rechnen wir die Offenheit und den Mut, der ihn dieses Bekennnis tun ließ, hoch an. Mit Recht weist er auf die Inkonsistenz unserer Erziehungseinrichtungen hin, daß man die Jugend streng national erzieht — mit gutem Recht — und das Volk, d. i. die erwachsene Jugend, dem Geschmack und Sitten verderbenden Einflusses der Schundliteratur in den Zeitungen und Büchern und auf dem Theater schutzlos ausließert. Dass wir an unseren Theatern bayrische Volksstücke und Lustspiele in Frankfurter-, Berliner- oder Wienermundart, aber kein einziges schweizerisches Dialektstück hören, das stört uns heute kaum mehr. So sehr sind wir an die Tatsache gewöhnt, daß unsere städtischen Theater reichsdeutsche Theater sind, an denen man eben unsern Dialekt nicht kennt und nicht sprechen kann. Das beweist aber die große Gefahr der nationalen Verflachung, der wir durch unser Theater ausgesetzt sind. Auf der ganzen Linie hat der Kampf gegen den literarischen Schund begonnen. Heimatkunst verlangt man für die Schulbücher, die Bibliotheken, beansprucht man von den Zeitschriften. Warum verlangt man sie nicht auch für die Bühne?

Ja, wenn wir eine schweizerische Theaterschrift hätten! Bührer hilft sich so aus dem Dilemma: Wir haben zwar keine bedeutende Literatur, aber doch die Anfänge dazu; und wenn unsere Theaterdirektoren aus dem Repertoire die schlechten reichsdeutschen Stücke streichen, so bleibt gerade Platz für unsere einheimischen besten, die immerhin besser sind als jene. Das ist eine Behauptung, die zu beweisen eine sehr dankbare Aufgabe für sich darstellt. Nehmen wir an, daß die Behauptung richtig ist, so bleibt nach Bührer das die Voraussetzung einer gedeihlichen Entwicklung der heimatlichen dramatischen Kunst, daß unsere Direktoren und die Schauspieler Schweizer seien, die für schweizerische Art und Kunst auch das richtige Verständnis hätten.

Bührers Wünsche richten sich folgerichtig nach einheitlichen Kräften, sowohl als Leitung wie als Spielpersonal. Als Mittel zum Zwecke erkennt auch er die Organisation. Er regt den Zusammenschluß aller Theaterinteressenten zu einem großen schweizerischen Theaterverbande an: zunächst der Theatersädte, dann der Theater- und Literaturgelehrten, dann aller Privaten, die zum Theater innere Beziehungen haben. Dieser Verband sollte mit seinen Mitgliederbeiträgen, die nach dem Einkommen berechnet würden, mit kräftiger

<sup>1)</sup> Veröffentlicht in "Die Schweiz, Monatsschrift des literarischen Vereins Bern", I, 1858.

Beihilfe des Bundes die finanzielle Grundlage des gesamten schweizerischen Theaterwesens darstellen. Mit dieser Organisation hofft Bührer das Theater auch dem wenig bemittelten Volke zugänglich zu machen.

Bührers Plan hat in Kühnheit und weittragenden Zielen Ähnlichkeit mit dem Etchardtchen von 1857, nur daß ein gründlicheres Studium und nicht bloß persönliche Eitelkeit dahinter steckt. Der Plan ist vielmehr aus der tiefen, ehrlichen Überzeugung herausgewachsen, daß eine Lösung der Frage nötig geworden sei. Auch verzichtet Bührer ausdrücklich auf das „Nationaltheater“, das zentrale Institut, das sich als eine Utopie erwiesen hat.

Bührer möchte die Ausführung seines Arbeitsprogrammes einem Verbande der theatersubventionierenden Städte übergeben. Hoffen wir, daß ein solcher zustande kommen werde. Wir sähen nicht ein, warum das nicht möglich sein sollte. Dem wird es ein leichtes sein, die nötige Bundessubvention zu erlangen. Warum sollte der Bund nicht auch für die Schauspielkunst zu haben sein, wenn diese auf nationalen Boden gestellt wird.

Was dann weiter? Gewiß wird man das ohne uns herausfinden. Wir haben keine Dichter, sagte ich einleitend. Gewiß keinen Schiller oder Grillparzer. Aber doch vielleicht oder ganz sicher einen Ganghofer, einen Ludwig Thoma und einen Rößler und wie die Autoren heißen mögen, die für uns

ganz gut entbehrlich sind. Man versuche es einmal mit einem Wettbewerb für ein schweizerisches Volksstück; man lasse dann aber das Volk über die Tauglichkeit der konkurrierenden Stücke entscheiden, denn seinem Bedürfnis in erster Linie, nicht dem der strengen Kunstkritik muß es dienen. Ich kenne Dichter, hochangesiehen im In- und Auslande, die nur darum keine Dramen schreiben oder besser keine mehr schreiben, weil für ihre volkstümliche Art an unseren großen Theatern kein Platz und kein Verständnis ist.

Wir haben keine Schauspieler. Man versuche es mit ein paar Stipendien. Vielleicht brächte schon jetzt eine größere Theatergesellschaft ein schweizerisches Tourneé zusammen, das uns zwar nicht Schuhplattler, aber vielleicht altschweizerische Tänze, nicht Tirolerkostüme, aber schweizerische Trachten zeigte. Unsere Historiker hülften ihm alte Schwänke und alte Dramen aus der Vergessenheit ans Lampenlicht herauszuziehen. Die Dekorationsmaler erstellten dazu Schweizerlandschaften als Bühnenbilder . . . Na, nun ist es Zeit, daß ich abbreche.

Das sei mein Schlußbekenntnis: Bührer hat recht, ein schweizerisches Theater muß kommen und wird kommen, so gut wie wir nun schon eine schweizerische Malerei und längst schon eine schweizerische Dichtkunst haben. Allerdings, ob die Zeit erfüllt ist? Oder ob wir erst auf den schweizerischen Ebenen warten sollten? Nun denn, so lasst uns das „schweizerische Theater“ zu seinem Empfange rüsten! H. B.

## Das haus der Gesellschaft zu den Pfistern in Bern.

Von Dr. A. Zesiger.

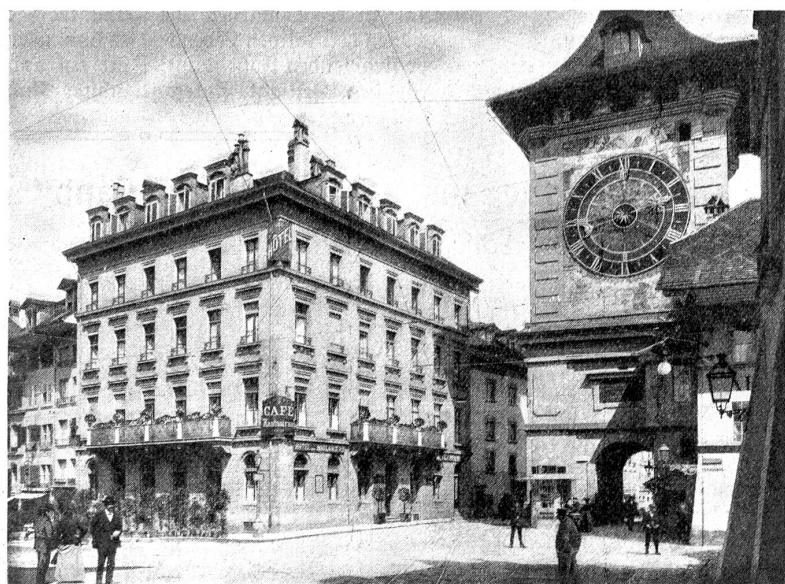
Als vor einigen Monaten die Webernzunft ihr bisheriges Heim an der Marktstraße an einen Stubengefellen verkaufte, fehlte es nicht an Stimmen, welche in diesem Vorgehen eine Sünde des Zeitgeistes wider den guten alten Bernergeist erblickten. Um wie viel größer war denn auch der Lärm, als ein beabsichtigter Verkauf des Pfisternhotels beim Zeitglockenturm an ein Warenhaus auskam!

Es kann wohl kaum die Aufgabe einer Wochenschrift sein, auch einen Spieß in diesen Kampf für oder gegen das Warenhaus zu tragen. Doch wollen wir unsern Lesern das bisherige Kunsthauß im Bild bringen.

Zum ersten Kunsthauß erhielt das damals in zwei Gesellschaften geteilte Pfisterhandwerk am 24. Juni 1413 einen Bauplatz für die obere Stube angewiesen „nütwendig an unser alten Refi“, d. h. neben dem Zeitglockenturm. Sie bauten dort eine bescheidene Brotschau, von der ausdrücklich bezeugt ist, daß sie nur hölzern war. Das zweite Haus der Pfister war ein Bau nach den Plänen des ältern Daniel Heinz, des Münsterbaumeisters und wurde in den Jahren 1595 bis 1598 mit einem Kostenaufwand von rund 15,000 Pfund oder etwa Fr. 180,000 in heutiger Währung erbaut. In den Jahren 1849 bis 1851 mußte es einem Neubau weichen, den der ältere Friedrich Studer, der spätere Erbauer des alten Bundeshauses erstellte. So anmutig der Bau von Heinz mit dem schildhaltenden Hirsch einst war, so nüchtern und unschön wirkte später Studers Werk; doch darf nicht vergessen werden, daß letzterer als Kind seiner Zeit und im Rah-

men der damaligen Anschauungen ganz Tüchtiges geleistet hat. Leider hat man damals pietätlos das alte Hauszeichen an der Ecke über dem ersten Stock verholzt, sodaß wir heute dank diesem mangelnden Sinn um ein gewiß interessantes, wenn nicht sogar hervorragendes Werk spätmittelalterlicher Holzbildhauerei ärmer sind.

Hoffentlich kommt bei einem Neubau ein Gebäude hieher, das besser als das bisherige sich der Umgebung des Turmes anpaßt, welche die Fremden entzückt, die Berner sogar zu ihrem Schutz hat in Harnisch bringen können!



Das „Hotel des Boulangers“, erbaut von S. Studer 1849 bis 1851.